

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1941**

14 (6.4.1941)

# Der Führer

## AM SONNTAG

Sonntag, den 6. April 1941

Folge 14 / Jahrgang 1941

### Aus meinem Kriegstagebuch

# Erinnerungen an den Oberrhein

Von Gebr. G. E. Schebera

Das in der Märzsonne in den ersten märzlichen Farben ausgebreitete Land löst sich aus der eisigen Umklammerung des Winters. Die Luft trägt ein Erwachen, ein Aufatmen, gleich einer süßen Melodie über die aufgeloterten Felder hin.

Auch an den Fronten kündigt der beginnende Frühling ein großes Erwachen an.

Wir haben einen Bunkerabschnitt am Oberrhein zwischen Schwarzwald und Vogesen bezogen. Tag und Nacht liegt uns das Brausen dieses deutschen aller deutschen Ströme in den Ohren. Der Strom, der aus den Jahrtausenden kommt und in die Jahrtausende geht, wohnt uns alle in seinen Adern. Er wohnt in immer wechselnden Bildern tausendjährige deutsche Geschichte auf. Er nährt und führt so im Zurückblicken an ruhmreiche Vergangenheit die Sehnsucht nach dem Land, das an seinem anderen Ufer liegt.

Von drüben her, aus dem roten Dörfchenwirth Straßburgs, mahnt unablässig das Mäntel, das seinen Turm, diese höchste gotische Vollendung, wie einen himmelstürmenden Gedanken in die unendliche Weite streifen läßt. Wir hatten wieder Nacht an einer Grenze, die keine Grenze ist. Oft sind die Tage des Wartens festlich geschnitten. Der Himmel liegt als tiefblaue Krone über uns, die Berge sind leuchtende Altäre und der Rhein singt einer Orgel gleich den deutschen Choral.

Zu diesem Riede suchte ich einmal die Worte und schrieb sie im Bunker als unseren Glauben an Deutschland nieder:

Deine Dome weisen  
Zum Himmel kühn —  
Deine Burgen preisen  
Dein stolzes Blühn —

Deine Ströme tragen  
Der Zeiten Glanz —  
Deine Gipfel ragen,  
Aus Firm ein Kranz —

Das aber, was ich ahne,  
Was ich im Herzen halt:  
Das sagt mir deine Fahne  
Mit gläubiger Gewalt!

Die von allen heiserliebte Stunde ist da! Der Anariff über den Rhein kann jeden Augenblick erfolgen. Am Himmel hindonnernde Sturms sind das gewaltige Signal dazu. In die Front, die bisher immer nur auf Vauer lag, kommt Bewegung. Jetzt wird der Feind auch von dieser Seite gedrückt und in die Enge getrieben.

Wir wissen, daß ein schweres, fast unüberwindliches Gelände vor uns liegt. Unsere Väter rangen hier in den Vogesen schon einmal vier Jahre mit dem besten deutschen Heeremut um den Besitz wichtiger Gebirgsübergänge. Jetzt waren wir wieder angetrieben, um den Sieg an unsere Väter zu übertragen, die ihnen verlor blieben.

Alles schien uns Erfüllung zu sein, alles wiederholte sich, es waren die von der Geschichte diktierten Gesetze der Behauptung, der Ehre und der Macht eines Volkes, die uns jetzt zum Kampfe forderten. Sie fanden uns, wie zu allen Zeiten den deutschen Soldaten, bereit das Höchste zu opfern.

Als die ersten Boote ins Wasser schlitten, von drüben her mit einer wahren Hölle bekräftigt, atma der Kampfruf von Mund zu Mund:

Furchtlos ins Boot gesprungen,  
Die Köpfe tief geduckt;  
So wird der Strom bezwungen,  
Der wie im Fieber zuckt.

Im Feuer der Granaten  
Schwankt unser kleines Boot.  
Jetzt gelten nur noch Taten  
Im Kampfe mit dem Tod.

Und drüben wie verblissen  
Im Boden eingekrallt,  
Wir werden heut noch hissen  
Die Fahne vorn im Wald.

Unaufhaltsam geht es weiter. Der Feind räumt die Bunkerlinie am Rheinufer und stürzt in die Berge zurück. Wir besetzen uns an seine Stellen. Es geht im Sonnenbrand im Gilschritt auf hübsigen Strahlen entlang. Die Wippen brennen, die Füße sind wundgelaufen, aber es geht weiter. Wie eine Sturmflut ergießen sich die grauen Kolonnen in die Berge hinein, alles vor sich in heillosem Durcheinander herrreitend.

Der deutsche Infanterist ist unverwundlich. Er klettert die steilen Böden hinauf, er liegt im Graben und lacht und lacht, er stürzt weiterhaft getarnt MG-Merter, überall ist das Gekack des Bombens in seiner Hand. Der Anariffschrei reißt ihm im Blute, er hat ihn aber nicht von zahlreichen Geschlechtern vor ihm. Sein Draufgängerum hat er mit in die Wege bekommen. Alles an ihm ist heftig Soldatentum, ist Tradition. So klettert die Geese des großen Kreuzenbänias, als sie die Stämme des Korbes verläßt, so trüb man in den Gebirgsstunden des Zweiten Reiches die überhöflichen Franzosen weit über Paris hinaus und so hielt man im traurigsten Ringen der deutschen Geschichte vier Jahre lang einer ganzen Welt von Feinden stand.

Diese Tagenden feierten jetzt im archaischen Schicksalskampf ihre glorreichste Auferstehung. Auf den alten Heeresfronten in den Vogesen schrieb ich im Märzieren auf einen alten Zettel ein Lied vom deutschen Infanteristen...



Gemälde von Carl Vocke, Karlsruhe, aus der „Oberrheinischen Kunstausstellung Baden-Baden 1941“

Aufn.: Riegger, Karlsruhe

Das Stürmen ist sein Element —  
Das Schlachtfeld seine Welt.  
Die Fahne er als Höchstes kennt  
Und Gottes Sternenzelt.

Das Vaterland ist seine Pflicht,  
Es ist sein höchstes Glück;  
Dem niemals er die Treue bricht  
Im wachsenden Geschick.

Das Kämpfen ist sein erst Gebot;  
Es hält er wie der Christ.  
Er bleibt im Leben und im Tod  
Der deutsche Infanterist.

Auf einer einsamen Anhöhe in den Vogesen liegt ein Selbsterfriedhof wie ein schlummerndes Gländ. Nichts lört die Stille, nur das feierliche Rauschen des Waldes

geht wie der Atem Gottes darüber hinweg. Kreuz steht neben Kreuz, für ein kurzes Verweilen, ein lüdes Gebet, treten wir erlöhten Hauptes ein. Wir müssen ihnen sagen, daß sie unseren Sieg erndkämpft haben, daß wir ernnen, was sie gefühl. Sie haben den Boden mit Blut getränkt. Darum ist er uns das Heiligste auf Erden geworden. Auch drängt es uns ihnen zu sagen, daß einer, der mit in ihren Reihen als unbekannter Soldat marschiert ist, die Fahne wieder hochgerichtet und das Vermächtnis der Millionen Toten eingelöst hat. Von unseren großen Siegen sprechen wir zu ihnen, von unserem großen Reich, das ihre Sehnsucht war.

Immer stiller wird es in und um uns. Auf einem Kreuz steht: Unbekannter deutscher Soldat. Mir schnürt es das Herz zu. Ich schme mich der Träne nicht. Ich weiß in diesem Augenblick, daß diese Gräber das ewige

Fundament unseres Reiches sind. Ich spreche über die endlosen Reihen der Gräber die Worte wie ein flammendes Bekenntnis:

Um eure Gräber weht ein Harfen,  
Wie eine Orgel rauscht der Wald —  
Die euch als Feind zu Boden warfen  
Zerschlugen wir mit Sturmgewalt.

Um eure Gräber ist ein Schweigen,  
Wie Gott es nur den Tapfern schenkt —  
In Trauer wir die Fahnen neigen,  
Wenn flammend sich die Sonne senkt.

Ihr Toten auf den fernem Gipfeln,  
Von tiefen Wäldern treu bewacht:  
Es rauscht um euch aus allen Wipfeln  
Ewig das Lied der deutschen Macht.

# Die Bäuerin vom Wellißhof

Erzählung von Richard W. Fries-Styrum

In dem stillen, abseits von allem Verkehr liegenden kleinen Schwarzwaldhaus, das sich wie fühlend an den Berg lehnte, mocht nun seit einem halben Jahre Margarethe Fria und war des jungen Bauern Conrad Furdere's Weib. Die Nachbarn, die wohl in einer halben Wegstunde Entfernung vom Wellißhof wohnten, nannten sie kurz Magrit Furdere, hatten wohl auch Mitleid mit der jungen Bäuerin, denn obwohl sich Magrit nie und nirgends beklagte, fanden es die Nachbarinnen doch als eine besondere Härte des Schicksals, daß dieses junge, blühende Weib schon nach wenigen Tagen den Bauern in den Krieg ziehen lassen mußte. Was kimmerten sie sich darum, daß der Krieg nicht erst in den letzten Tagen begonnen, sondern daß nach dem Einzug in Polen eine lange Ruhezeit eintrat; sie kimmerten sich auch nicht darum, daß das Schicksal es mit manchem jungen Ehepaar nicht weniger leicht gemeint hatte, ja, sie haberten und verstanden die junge Frau nicht, die nie einen Trost bedurfte und die Klagen der Nachbarn gar nicht erst aufkommen lassen wollte. Vielleicht hatten sie in diesem stillen Schwarzwaldtal zu wenig vom Krieg erlebt, wenn gleich der Feind nur wenige Kilometer jenseits des Rheins lag.

Die Vor sommerferne hatte das weite Tal, die Waldwiese und auch die Berge wie mit tausend glühenden Smaragden überzogen, in dem klaren Wasser des Bergsees spiegelte sich die Sonne in tausendfältigem Glanz, so daß Margarethe Fria, die nun die junge Frau Furdere war und dem Wellißhof verließ, gar nicht wagte, die Augen dieser vornehmlichen Pracht zuzuwenden, und als sie über die Schwelle des alten Schwarzwaldhauses ging, koste ihr Ruh. Sie drängte sich an ihren Mann, als suche sie bei dem jungen Bauern Halt und Schutz, verbarnte eine kleine Weile vor dem Hause und bat den Herrgott, ihr die Kraft zu geben, nicht nur als des jungen Bauerns Geweib sich leben zu können, sondern sie zu segnen, damit von diesem Eingang wieder ein rechter Seiner ausginge und sie so zur Sippenmutter würde, denn Conrad war ein Einfund geblieben, und der alte Hof sollte, so wollte es der Vater, verkauft werden, damit der Sohn ein „Studierter“ würde. Aber der junge Bauer fürchtete sich vor den hohen Mauern in der Stadt, vor der Enge der Gassen und blieb, was auch die Voreltern waren, ein stiller, schlichter Schwarzwaldbauer, der eine Bäuerin beiführte, die ihm die Mutter seiner Kinder werden sollte.

Die ersten Wochen waren über die Berge gezogen, kaum daß die jungen Menschen es gemerkt hatten, wenn wieder ein Tag mit der sinkenden Sonne Abschied genommen hatte und sie von der harten Arbeit müde aufs Lager kamen. Dafür blühte und blühte es, wohin man auch auf dem Wellißhof schaute. Die Pferde waren glatt und glänzend im Fell, die Kühe lauter und gut im Futter, Federweib scharrte auf dem Hof.

Dann aber war auch hier der Krieg in seiner unerbittlichen Härte eingeleitet. Zwischen Stellungsbegeh und Abschied waren zwei Tage verblieben. Magrit Furdere hatte nicht geklagt und nicht gesagt, wußte sie doch, daß jenseits der Berge ihrer Heimat ein in seiner Raubgier unerfährlicher Feind stand, der darauf wartete, in dieses friedliche Land einzufallen. Aufrechtigen Ganges, mit einem leichten Säbeln im Gesicht, so hatte sie den jungen Bauern Weggeleitet gegeben. Er sollte, stand er in Gefahr und Not, ihr Bild so klar vor seiner Seele haben, daß ihm daraus Kraft wurde, alle Strapazen des Krieges zu überleben, alle Grausamkeiten nicht in sich einfließen zu lassen. Hart gegen sich selbst, gütig gegen alle, die in ihrem Hause waren, so trat die junge Bäuerin ihr Kriegswert an.

Hinter dem Westwall hand der Bauer Conrad Furdere als Soldat auf Nacht, nachdem er zuvor wieder eine Ausbildung in seinem Regiment durchgemacht. Erst

waren die Briefe fast täglich in das stille Schwarzwaldhaus gekommen, so daß der alte Briefträger oft scherzend meinte, es sei nur gut, daß nicht aus jedem Schwarzwaldhaus, das so weit abseits läge, der Bauer als Soldat draußen kämpfte, er müßte dann nicht mehr zu einem ordentlichen Feierabend zu kommen, und den brauche der Mensch ebenso, wie Arbeit, Essen und Trinken. Mit dem letzten Brief hielt er es besonders gut, und ließ sich den selbstgebrannten Kirich gut schmecken.

Dann begann der Vormarsch. Die Briefe kamen unpünktlicher, blieben tage- ja wochenlang aus, und oft wollte sich das kleine Herz der stillen Bäuerin dagegen auflehnen. Dann sah sie in stillen Stunden wieder die marschierenden Kolonnen, die über die Reichsstraße zogen, nach Westen, dem Rhein zu. Tief hinüber zur Grundtiefe, wo sie die Straße weit überhauen konnte, und lauschte auf den Gesang der Soldaten, um neu geheitert und voller Zuversicht zurückzukehren in das niedrige Schwarzwaldhaus.

Dem Sommer war der Herbst gewichen. Der Winter herrschte seit Tagen in den heimatischen Bergen des Schwarzwalds, wie seit langen Jahren nicht mehr. Das Haus an der Bergabte war kaum wieder zu finden. Hohe Schneeberge türmten sich um das Haus, die Wege waren völlig zugeweiht, die hohen Tannen beugten sich tief unter der weichen Last; ein Glück nur, daß man nicht durch den Schnee mußte, wenn man zu den Tieren im Stall wollte, sondern daß ein Dach Menschen und Tieren Schutz bot. In diesen Tagen, da der Schnee die Wege ungangbar machte, blieben auch die Nachrichten des Bauern Conrad Furdere aus.

„Wird sich nun zeigen, ob ich es verdiene, auf dem Wellißhof als Bäuerin zu leben“, sagte sie zu sich selbst, dabei legte sie die Hände über den Leib, das junge Leben zu spüren, das sich in seiner Zartheit und Wunderlamkeit regte. Und als ginge von diesen so leisen Bewegungen

# Schneeglöckchen

Von Vibeke Christiansen

eine sie stärkende Makrit aus, tat sie ihr schweres Tagewerk, heiter wie stets, mit einem Lächeln auf dem Gesicht.

Der Bauer Conrad Furdere war mit den Kameraden seines Regimentes durch Belgien und Frankreich gezogen, den Feind zu jagen, wo er sich zeigte. Nun stand er hoch oben in der Normandie am Kanal auf Waade gegen England. Wenige Tage noch, dann sollte er für einige Tage in seine Schwarmvaterstadt fahren, um bei seiner jungen Bäuerin seinen Urlaub zu verleben. Schon hatte er in einem Brief davon geschrieben, daß die Wartezeit bald vorüber sei. Die Kameraden hatten da und dort einmal ihren herzlichen Spas mit ihm getrieben, denn es ist ja nicht ganz einfach, als junger Ehemann gleich von seiner Frau fort zu müssen, hatten ihn an den Schwarmvaterkriegen und an Schwarmvaterberichten erinnert, beides wollten sie nach seiner Rückkehr einmal „vorüber“, und waren im Geiste ihrem Kameraden längst in seine Heimat vorausgegangen.

Nun wartete Makrit Furdere, daß der Conrad heimkehren würde. Sie konnte den Tag kaum erwarten, gegen Mittag mußte er da sein. Ob er wohl durch den Schnee käme? In der Frühe, kaum daß der erste Lichtschein des jungen Tages über die heimatlichen Berge kam, wollte sie zum See hinunter, dorthin, wo sie manche Stunde gestanden, damals. Wie aber wunderte sie sich, daß von der weißen Pracht nichts mehr zu sehen war; wo gestern noch alles im tiefsten Schnee lag, schaute heute schon wie vor aus das Grün vor. Der Frühling hatte den Schnee fortgenommen, als wäre er ein Feind, das man von der sommerlichen Wärme nimmt. Am See plätscherten die leichten Wellen und der Bäuerin war es, als hörte sie im Rauschen der Wellen das Rollen des Juges, der ihr den Bauern näherbringen würde. So stand sie lange Stunden und lauschte dem Rauschen der Wellen, lauschte auch dem hartem Schlag ihres Herzens, lauschte in sich hinein, jenes geheimnisvolle Rufen zu hören, das vom kommenden Leben künde.

Nach ihrem Einlen wurde sie plötzlich durch den alten Briefträger aufgebrochen. Ella kam er den Gang herunter, hielt ihr einen Brief entgegen, und als sie die Gülle öffnete, fiel ein Telegramm zur Erde. Die Bäuerin drohte unzufrieden, doch dann nahm sie mit fester Hand das Telegramm, das der alte Briefträger aufgehoben, und las:

„Urlaub verweigert. Frau Harlinger schwer krank, Kamerad muß sofort nach Hause, hab Geduld, komme bald.“

Konstant ging die Bäuerin Makrit in das kleine stille Haus zurück. Wenige Tage danach kam ein Brief, darin teilte der Bauer mit, daß er auf seinen Urlaub verzichtet habe, weil die Frau des Kameraden baldinger, die Mutter von sechs Kindern sei, schwer erkrankt und dringend nach dem Manne verlange, und zum Schluß schrieb er:

„Wundest Du da nicht auch auf den Urlaub verzichten, denn doch einmal, sechs Kinder sind da, und die Frau ist so krank, daß die Ärzte fast die Hoffnung aufgeben; aber für mich kommt in den nächsten Tagen Frau baldinger zu Dir, zwar mit dem Wagen, denn nur die Stille und die nützliche Schwarmvaterluft lassen sie wieder gesund werden, sagten die Ärzte, und da habe ich mir Kameraden gelobt, wo könnte sie besser gesund werden, als bei Dir? Du wirst Dich gewiß ebenso freuen, wie mir, wenn wir wissen, daß die Frau unseres Kameraden baldinger wieder gesund wird und die sechs Kinder ihre Mutter behalten. Sag, Dir ist's doch recht, gell?“

Als die Wellshofsbäuerin ihr Tagewerk vollendet, setzte sie sich an den schweren Eschenschiff und schrieb ihrem Mann:

„Wenn ich auch erst ein wenig enttäuscht war, so freue ich mich doch, daß ich dort draußen daran dachte, und Frauen zu helfen. Ich habe die kleine Kammer für die Frau Deines Kameraden gerichtet, sie soll mir eine ebenso liebe Kameradin sein, wie er Dir Kamerad ist. Es ist alles vorbereitet, was der Herrgott ihren Eingang in unserm Hause segnen, auf daß sie es gesund wieder verlassen kann. Und dann muß ich Dir noch etwas mitteilen. — doch, — das kann ich nicht schreiben, das muß ich Dir selbst sagen, wenn Du Deinen Urlaub hast und zu mir kommst, es wird ja nicht mehr gar so lange dauern. Lebe wohl, der Heimat Segen ist auf allen Wegen mit Dir und mit Deinen Kameraden.“

Der Makrit Furdere, Bäuerin vom Wellshof, ist es an diesem Abend, als nehme ihr Mann sie nicht in seine Arme, trage sie hinauf in ihre Kammer und als läge er auf dem Bettrah, lange lauscht sie in die Stille der winterlichen Nacht.

## Das Szegedinergulisch

Von Adolf Walter

Herr Lajos Szemere fand im überfüllten Konzertsaal endlich den Platz der Familie Stolzenhaller einen freien Platz. Man kam ins Gespräch und es wurde offenbar, daß Szemere achtundzwanzig Jahre alt und schon Generalvertreter eines großen ungarischen Mühlenerverbandes war. Frau Stolzenhaller, die sich bis zur deutlichen Nennung von Nam und Art schweigsam verhalten hatte, gab nunmehr mit wohlwollenden Randbemerkungen zu erkennen, daß sie näherer Bekanntschaft sich nicht abweisen würde. Vater, gut ersenen, gebärdete sich fortan menschlich und großzügig und lenkte Szemere nahe, er möge sich gelegentlich sehen lassen.

Die Töchter sahen schweigsam da und blickten un-auffällig, doch eingehend das redefertige und auch sonst durchaus annehmbare Stuck Männlichkeit.

Szemere, mit Blumen ausgerüstet, erschien schon am nächsten Sonntag, elf Uhr vormittags, und wurde zum Essen dabei. Es gab Gulisch nach Szegediner Art. Szemere war entzückt. Er spendete Mama Stolzenhaller reiches Lob. Er fühlte sich anscheinend ungemein wohl im Kreise dieser achtbaren, aber auch gemütlichen, ihm freundlich geneigten Familie. Ungefähr eine halbe Stunde nach dem Mahle begann die Unterhaltung zu verlaufen. Mutter schickte Hausarbeiten vor, Vater sprach von seinem dringlichen Schicksal und sagte hin-auf, in jüngeren Jahren hätte ihn nichts abhalten können, den Sonntagnachmittag im Freien zu verbringen.

Die Eltern gegang, beobachtete Mama, die älteste Tochter, die beiden Schwestern mit fordernden, mahnen-den Blicken, die absahnd geäußerten Dolchen glühen und, als die beiden endlich über das Geläch räumten und in ihren Abschiedsworten an Szemere einen leisen ironischen Unterton mitschwingen ließen, beinahe edle Dolchschide waren. Szemere, dem die schweigsame schwe-ferliche Auseinandersetzung entgangen war, sah sich mit einem Male — er wäre gern noch gemächlich verbanend geblieben — mit einem vornehm herausgemachten Fräu-lein Marja auf der Straße.

„Nun?“ fragte Frau Stolzenhaller die Heimkehrende. „Dah“, tobte die Aelteste, „einfach nichts. Quatsch und quatsch. Nicht die leiseste Andeutung. Ungehört. Ober jollte die Töbe, diese Dummauerin.“

„Es ist Deine Schwester!“ mahnte die Mutter. „Du hast ihn doch für kommenden Sonntag gebeten?“

„Hab ich. Und ich sage Dir, es ist bestimmt die Töbe, diese —“, sie ging rasch ins Nebenzimmer, so daß der Knall der abschließenden Türe barmherzig die Bescheid-nung „Gans“ verhielt.

Herr Szemere kam auch diesmal nicht mit leeren Händen. Er überreichte, den Eltern zugebacht, zwei teure Parquetplättchen in der Dose. Es gab wieder Szegediner-gulisch, eine Aufmerksamkeit der Familie Stolzenhaller, die Szemere fast zu Tränen rührte. Aber vielleicht hatte

Als das kleine rote Kämpchen über der Tür des Chef-simmers aufleuchtete, zuckte Britta Severin zusammen. Sie wußte, was das bedeutete, sie wußte, daß es gleich hieß: „Nicht wahr, Severinchen, Sie lassen mich nicht im Stich, Sie schreiben diese Briefe noch, auch wenn es etwas länger dauert. So war es ja immer gewesen, immer hat es geheißen: „Severinchen wird es schon machen — Fräulein Severin hat ja nie etwas vor, sie bleibt gern eine Stunde länger — Severinchen ist so zuverlässig...“

So war ihr Leben vergegangen, seit neunzehn Jahren war sie hier im Geschäft, sie würde auch amanzig Jahre da sein, auch fünfundzwanzig, und immer würden alle denken, daß man sich auf Severinchen verlassen könnte, wenn es sich irgendwo extra unangenehme Arbeit zu übernehmen. Aber heute wollte Britta Severin nicht, sie wußte selbst nicht, warum sie gerade heute nicht wollte, es lag ihr besonderer Grund vor, oder waren die ersten Schneeglöckchen, die sie am Natkaspasplatz am Blumenland gesehen hatte, ein Grund?

Das kleine rote Kämpchen über der Tür flackerte ein bißchen, dann verlösch es, aber wenige Sekunden später leuchtete es wieder auf.

„Dinegeben muß ich auf jeden Fall“, dachte Britta, „aber ich sage nein, zu allem...“

Sie hand von ihrer Schreibmaschine auf, frisch über das strammstehende, aber immer noch hübsche blonde Haar und öffnete die Tür.

„Ja, bitte?“ Herr Fedderben, der gewaltige Herrscher über acht wohlgeordnete Büroräume am Boulevard in Kopenhagen, drehte sich gar nicht erst nach Britta Severin um, er machte mit der rechten Hand weiter eifrig Notizen und mit der linken griff er nach ein paar geöffneten Briefen, die wohl mit der Abendpost gekommen waren.

„Fräulein Severin, es tut mir leid, aber diese Briefe müssen unbedingt noch heute beantwortet werden, es wird ein bißchen länger dauern, aber nicht wahr, Severinchen, Sie lassen mich nicht im Stich...“

Nicht, genau wie sie es sich gedacht hatte. Diese Nebenart war also hier schon zur Selbstverständlichkeit geworden und wieder sah sie ganz plötzlich die Schne-glöckchen vor sich, und die erste Ahnung von Frühling, die über der Stadt heute morgen gelegen hatte.

Sie räusperte sich, drückte ihre kalt gewordenen Finger ganz fest zusammen und sagte:

„Mir tut es auch leid, Herr Fedderben, aber es geht heute nicht, ich muß „nein“ sagen, heute kann ich nicht länger bleiben...“

Fedderben fuhr auf seinem Stuhl herum, sein dickes, rotes Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

„Severinchen“, begann er, aber er kam nicht weiter. Britta Severin, dieses ruhige, gleichmäßige, zuverlässige, ältere Mädchen wurde plötzlich rebellisch. „Nein, nein, Herr Fedderben, heute geht es nicht! Ich habe etwas ganz Wichtiges — Privates — vor! Man ist ja auch ein Mensch! Ich meine ein Mensch mit Privatleben...“

## Der Sonnenaufgang

Von Ralph Urban

Zwei Geschäftsreisende saßen allein in einem Abteil und kamen selbstverständlich ins Gespräch.

„Ich brauche mich nie weiden zu lassen“, sagte einer der Herren im Laufe des Gesprächs. „Wenn ich auf der Tour bin und in irgendeinem Hotel schlafe, geniesst es mich gerade auf die Minute wunter. Auch wenn ich spät zu Bett gehe und mein Zug um vier Uhr morgens fährt.“

„Genau so wie ich“, meinte der andere. „Aber da fällt mir gerade eine Geschichte ein, die damit zusammenhängt. Sie liegt schon einige Jahre zurück. Damals reiste ich für eine bekannte Lederfirma. Stand mit meinem Chef! Und eine Tochter hatte der Mann, eine Tochter! Als ich einmal von meiner Tour zurückkehrte, sagte der alte Herr: „Na, Süßer, heute abend was vor?“

„Nein“, lag ich darauf los, „außer dem Geschäftlichen habe ich nie etwas vor. Sie wissen, wie solche ich lebe.“

„Geben das schäde ich an Hünen, Süßer“, entsetzte der Chef, „und wenn meine Tochter einmal heiraten

Fedderben zog die Augenbrauen hoch, dann lächelte er gutmütig:

„Na, Severinchen, ich glaube ja, daß es etwas ganz Wichtiges ist, natürlich können Sie rechtzeitig geben. Ich weiß ja. Sie haben mich noch nie im Stich gelassen. Dann wird Fräulein Severin eben die Briefe schreiben. Hoffentlich ist es etwas Erfreuliches, was Sie vorhaben?“

Das letzte Klang ein bißchen spöttlich, und gerade das setzte das Fräulein Severin über die revolutionären Gedan-ken die Fräulein Britta Severin, 35 Jahre alt, plötzlich angefallen waren.

„Ich — ich — habe mich — verlobt!“ stotterte sie und wurde blutrot. Es wurde ihr plötzlich schwarz vor Augen und die Wände in den Wänden tanzten. War sie denn wahnsinnig geworden?

„Aber Fräulein Severin, Severinchen, das ist ja groß-artig, gratuliere! Das ist aber eine Heberzählung!“

„Ja, das ist es“, stotterte Britta.

„Sie werden doch hoffentlich nicht gleich heiraten, wir können Sie hier so schwer entsetzen...“

„Nein, nein, davon ist keine Rede!“ wehrte Severin-chen erwiderte ab.

Fedderben griff in die Brieftasche, zog einen funkel-nagelneuen 100-Kronen-Schein heraus. Er drückte ihn Fräulein Severin in die zitternden Hände: „Hier, mein Verlobungsgeheiß. Kaufen Sie sich und Ihrem Fräu-ling etwas damit. Sie haben es verdient Severinchen, bald amanzig Jahre sind Sie hier, nie haben Sie uns im Stich gelassen, Ihr Zukünftiger bekommt eine lachel-hafte Frau! — So, nun schicken Sie mir Fräulein Severin, und Sie machen Schluss für heute, eine halbe Stunde früher — das gehört auch mit zum Verlobungsgeheiß!“

Wenige Minuten später stand Britta Severin auf der Straße. Sie hatte das Gefühl, als hätte sie eine ganze Flasche Kognak ganz alleine ausgetrunken. Sie wußte überhaupt nicht, wie das alles hätte passieren können. Nun war sie verlobt! — und hatte keinen Fräulein. Nun hatte sie hundert Kronen bekommen — auf eine Tüte hin. Ihr ganzes geordnetes Leben hatte plötzlich einen Schubs bekommen in eine Richtung, deren End-ziel sie nicht sehen konnte. Das war ein sonderbares Ge-fühl, aber ganz ehrlich gesagt, unangenehm war dieses Gefühl nicht.

Sie ging wie in einem Traum. Sie dachte an ihr be-schriebenes, lauberes, aber so freundliches Zimmer.

„Einen Abend lang — einen kurzen Abend lang will ich so tun, als ob ich verlobt wäre! Das ist keine Schande, man ist doch auch ein Mensch und fünfundsiebzig Jahre, da ist man noch so jung! Sie füllte sich viel jünger im Augenblick, als vor neunzehn Jahren, als sie als sech-szehnjähriges Mädchen bei Fedderbens eingetreten war, um sich allmählich zum unentbehrlichen „Severinchen“ heranzuarbeiten... und das mit den 100 Kronen, das ordne ich schon mit Fedderben, er kann sie mir ja zum Gehalt wieder abgeben, wenn ich ihm erzähle, daß die

solle, dann will ich ziemlich genau drauf sehen, daß es kein Zinker und kein Nummer ist. Wollen Sie heute abend übrigens bei mir sein?“

Und wie ich wollte. Der alte Knabe suchte für sein einziges Kind einen passenden Mann, der später einmal auch das Geschäft übernehmen könnte. Nun, und da war ich natürlich richtig. Am Abend wurde es herrlich, ich lebte den Wein vornehmlicher ab und trank nur Sel-teres, auch auf die Gefahr hin, Käse in den Wägen zu bekommen.

Die Einladung wiederholte sich und es schien alles wie in Butter zu laufen. In einem Samstag kam ich wieder von der Reise zurück. Deas mich gleich zu meiner Firma, leate meinen Bericht vor und schlußworte mit dem Chef.

„Herr Süßer“, ging er dann ins Private über, „morgen mache ich mit Frau und Tochter einen Sonntagsausflug nach dem Doochhof. Und da gerade schönes Wetter ist, möchten wir die Gelegenheit benutzen und uns den Sonnenaufgang ansehen. Der ist morgens um sechs Uhr neun. Also heißt es zeitig aufbrechen. Wir fahren mit meinem Wagen, in dreißig Minuten sind wir oben. An-schließend machen wir einen Tagesausflug.“

Um vier Uhr nachmittags sind wir wieder daheim. Sie hatten natürlich mit und holen uns um halb sechs Uhr morgens ab. Aber pünktlich sein!“

Ich bemühte mich, vor Glück zu zittern, obwohl ich mich viel lieber einmal richtig ausgeschlafen hätte. Außer-dem war ich für den Abend mit ein paar Bekannten verabredet. Also hieß es, die Sitzung zu verfrühen und zeitig in die Klappe gehen. So dachte ich, aber die Brüder dachten anders und ließen mich einfach nicht wa. Noch eine Stunde und noch eine Stunde. Schließlich wurde ich so leicht beschwinn, daß mir alles wurscht war. Als ich endlich nach Hause ging, fühlte ich mich allerdings ein-stunden müde, ich frisch und auf den Beinen sein. Ein-einhalb Stunden konnte ich schlafen.

„Rouard“, laute ich mir, „sehn vor fünf wird du auf-gehen! Sehn vor fünf, sehn vor fünf — Das hielt ich meinem Unterbewußtsein so lange vor, bis ich einschief.“

„Und wachen natürlich um zwölf auf?“ meinte der andere Reisende.

„Keine Spur“, meinte Herr Süßer beleidigt, „wir haben doch diesbezügliche Trainina. Als ich munter wurde, sprang ich aus dem Bett und sah auf meine Taschenuhr. Sehn vor fünf auf die Sekunde! Es war schon helllicher Tag. Ich hielt meinen brummanden Kopf unter die Wasserleitung, aber es half nichts. Warf mich in Sover-rieduna, elke binunter und nahm mir an der Ude eine Drochke. Zahlreiche Leute befanden sich schon auf der Straße, der schöne Sonntagmorgen hatte viele an früherer Stunde, aus den Betten gelockt. Ich klingelte an der Haustür meines Chefs, das Stubenmädchen öffnete und führte mich in den Salon. Nach einer Weile kam der Chef, aber er sah nicht sehr freundlich aus. Das kam wohl davon, weil er so früh raus mußte.“

„Guten Morgen, guten Morgen!“ rief ich fröhlich, „Anschlafen?“

Der Chef sah mich ein paar Sekunden nachdenklich an und antwortete: „Danke. Sie auch?“

„Wunderbar!“ lag ich. Ich aima schon früh zu Bett und fühlte mich herrlich in dieser wirralen Morauluft. Es hat was für sich, zeitig aufzubrechen. Pünktlich war ich auch, es fehlten zwei Minuten auf halb sechs. Ich freute mich ganz toll auf den Sonnenaufgang.

„Kommen Sie!“ laute der Chef ernst, und aima voraus in die Glasveranda und aelate nunach nach dem Vera in Interwarer, über dem groß und trübend — „Die Sonne!“ rief ich verblüfft. „Wie gibt es denn das, sie ist schon da!“ „Rach“, entsetzte der Chef eifrig. „Die Sonne steht im Bezirk unterzugehen. Es ist nämlich halb sechs früher beschwinn.“ Drei Uhr war es, in länderis amei Stunden müde ich frisch und auf den Beinen sein. Ein-einhalb Stunden konnte ich schlafen.

„Rouard“, laute ich mir, „sehn vor fünf wird du auf-gehen! Sehn vor fünf, sehn vor fünf — Das hielt ich meinem Unterbewußtsein so lange vor, bis ich einschief.“

„Und wachen natürlich um zwölf auf?“ meinte der andere Reisende.

„Keine Spur“, meinte Herr Süßer beleidigt, „wir haben doch diesbezügliche Trainina. Als ich munter wurde, sprang ich aus dem Bett und sah auf meine Taschenuhr. Sehn vor fünf auf die Sekunde! Es war schon helllicher Tag. Ich hielt meinen brummanden Kopf unter die Wasserleitung, aber es half nichts. Warf mich in Sover-rieduna, elke binunter und nahm mir an der Ude eine Drochke. Zahlreiche Leute befanden sich schon auf der Straße, der schöne Sonntagmorgen hatte viele an früherer Stunde, aus den Betten gelockt. Ich klingelte an der Haustür meines Chefs, das Stubenmädchen öffnete und führte mich in den Salon. Nach einer Weile kam der Chef, aber er sah nicht sehr freundlich aus. Das kam wohl davon, weil er so früh raus mußte.“

„Guten Morgen, guten Morgen!“ rief ich fröhlich, „Anschlafen?“

Der Chef sah mich ein paar Sekunden nachdenklich an und antwortete: „Danke. Sie auch?“

„Wunderbar!“ lag ich. Ich aima schon früh zu Bett und fühlte mich herrlich in dieser wirralen Morauluft. Es hat was für sich, zeitig aufzubrechen. Pünktlich war ich auch, es fehlten zwei Minuten auf halb sechs. Ich freute mich ganz toll auf den Sonnenaufgang.

„Kommen Sie!“ laute der Chef ernst, und aima voraus in die Glasveranda und aelate nunach nach dem Vera in Interwarer, über dem groß und trübend — „Die Sonne!“ rief ich verblüfft. „Wie gibt es denn das, sie ist schon da!“ „Rach“, entsetzte der Chef eifrig. „Die Sonne steht im Bezirk unterzugehen. Es ist nämlich halb sechs früher beschwinn.“ Drei Uhr war es, in länderis amei Stunden müde ich frisch und auf den Beinen sein. Ein-einhalb Stunden konnte ich schlafen.

„Rouard“, laute ich mir, „sehn vor fünf wird du auf-gehen! Sehn vor fünf, sehn vor fünf — Das hielt ich meinem Unterbewußtsein so lange vor, bis ich einschief.“

„Und wachen natürlich um zwölf auf?“ meinte der andere Reisende.

Sache mit dem Bräutigam nicht gestimmt hat. Aber heute abend — da gebären sie ihr...“

Brittas Augen leuchteten, sie lachte so bloßen Wangen bekamen einen roten Schimmer. Sie kaufte eine Flasche Wein, ein paar Zeitungen, bunte Karten für den Tisch. Sie wollte Verlobung feiern, ganz alleine, ohne Bräutigam. Nun fehlten nur noch die Blumen. Sie erinnerte sich an den kleinen beiseiteben Blumenladen in ihrer Straße. Das war so ein freundlicher, älterer Mann, der dort bediente. Hoffentlich hatte er Schneeglöckchen...

Ja, Gott sei Dank, da stand eine ganze Schale voll Schneeglöckchen. Herr Madlen zog ein Bündchen aus der Schale.

„Sie sind leider noch so teuer, Fräulein Severin“, sagte er wie entschuldigend, „aber es sind ja die ersten Blumen...“ Er strich beinahe zärtlich über die grünlich-weißen Blütenblätter.

„Ich möchte die ganze Schale voll“, sagte Britta mit triumphierender Stimme.

„Alle? Ja, o bitte sehr! Ich sah gleich, daß Sie heute so besonders froh sind, Fräulein Severin. Sehen haben Sie Geburtstag...“ Madlen lächelte freundlich, als er die Blumen einpackte, und da Britta Severin noch immer in dieser unbegreiflichen Stimmung war, sagte sie ganz plötzlich:

„Herr Madlen, ich habe heute Grund, etwas zu feiern, etwas ganz Schönes, aber ich möchte nicht gern alleine feiern — ich weiß, Sie sind ja auch so viel alleine, haben Sie nicht Lust, mit mir zusammen zu feiern?“

Im Unterbewußtsein sagte sie hinzu: „Nun ist schon alles egal!“

Madlens Augen leuchteten, er sah Britta Severin voll Bewunderung und Verehrung an:

„Ja, wenn ich nicht läre, sehr gern...“ Er erlaubte nicht, daß Britta die Schneeglöckchen mitnahm.

„Die bringe ich mit, wenn ich komme, einen kleinen Beitrag darf ich doch auch geben, wenn ich zu Ihrem Fest komme.“

Als Britta eine halbe Stunde später den Strauß aus-wickelte, hatten sich zu den Schneeglöckchen noch Wellen gefunden und noch ein paar zartrora Rosenknospen. Der Strauß sah wirklich aus wie die Verlobung von Früh-ling, Lebensfreude — und wie ein richtiger Verlobungs-strauß.

Im übrigen wurden Britta Severin niemals die 100 Kronen vom Gehalt abgezogen, denn Severinchen hatte nicht gelogen, und das amanzigste Jahr hat sie auch nicht in der Firma Fedderbens erlebt, denn zu der Zeit stand sie im Gehalt ihres Mannes und band Hosen und Mat-glöckchen an Strümpfen, kletterte Flieder zu Fedderbens Gesellschaften. Nur wenn einer ihrer Kunden davon sprach, daß Hosen die Blumen der Liebe seien, dann schüttelte sie energisch ihren Kopf:

„Nein, Schneeglöckchen — verlassen Sie sich darauf, Schneeglöckchen...“

## Oberheimische Sagen

Erzählt von Hermann Erich Busse

### Der feurige Mann

Zwischen den Städtchen Buchen und Waldbörn im Frankenthal, einem Bauerngut ohne Gleichen, aima lanne Zeit ein feuriger Mann um. Viele erschreckte er, wenn er wie ein Fackel über die Ackerhöfen gegen die Vor-übergehenden anfuhr.

Ein Sandheimer Bauer hatte sich verspätet, er hatte mit einem Wetter in Steinbach zu lanne beim Franken-wein geessen, nun eilte er heimzukommen; aber die zwei Käben, die den Wagen zogen, waren halt seine Diennpferde, und so gerieten sie, weil der Bauer sie un-geduldig antrieb, trotzdem er an der gefährlichen Sumpfstelle sich und sie vorzüglich zu zügeln trachtete, von der Straße ab, so daß der Wagen im jumpigen Graben lag, er sah dessen verah. Es war eine hochdruckte Nacht im Neumond, im leeren Mond, wie die Bauern sagen,

und der Bauer hatte zudem keine Laterne mitgenom-men. Bei jedem Versuch, die Ochsen antreiben, geriet das Fuhrwerk samt den Rieren tiefer in den Morast.

Auf einmal sah der ratlose Bauer einen Feuerhahn von der Seite herkommen. Das ist der feurige, dachte er bei sich. Der feurige Mann — er war es wirklich — blieb stehen und starrte den Bauer an. Der war nicht erschrok-ken. Weherz rief er dem Geist an: „Steh nicht so rum, hilf mir lieber auf den rechten Weg! Und wahrhaftig, der feurige kam näher und trat auf die Straße neben das Fuhrwerk. Nun konnte der Bauer die Ochsen auf seinen Boden lenken und war gerettet.“

„So“, laute der Bauer und nahm die Klappe ab, um sich den Schweiß mit dem Rodärmel von der Stirn zu wischen. „Iag, wie ich dir helfen kann, daß du Fuß be-kommst, weil du mir geholfen hast.“

Der feurige Geist leuchtete tief und sagte: „Von dem Aker da zur Redten nimm drei Schaufeln Erdbreich und wirf sie auf den Aker zur Finken, von meinem Aker aus den des Nachbarn. Ich hab von keinem guten Wo-den geholfen früher und muß dafür umgehen.“

Grenzlinnen und Erdbreich heßen sind große Ver-trechen, sind die schwersten Bauernsünden, dachte der Bauer. Er hob drei schwere Schaufeln Scholle ab und legte sie auf die erste Furche des Nachbarn. Der feurige wurde blaß und bläuer, zuletzt stand nur noch ein lichter Schimmer an Stelle der Glutflama und auch der ver-schmand langsam. Seitdem hat niemand mehr einen feurigen Mann in der Gegend gesehen.

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“

„Schluß folgt.“



# Oberrheinische Kunst in BADEN-BADEN

Von Fritz Wilkendorf

Zur Oberrheinischen Kunstausstellung in Baden-Baden 1941

Die von ausländischen Beobachtern während des Krieges festgestellte Fortführung des kulturellen Lebens in Deutschland zeigt sich nicht nur auf dem Theater, in der Musik und im Film, sondern auch auf dem weitverzweigten Gebiet der bildenden Kunst. Das beweist auch die vom Chef der Zivilverwaltung im Elsaß und dem Unterrichtsministerium in Baden veranstalteten Großschau südwest-



Kartoffelschälendes Mädchen  
Wilhelm Hempfing, Karlsruhe

deutscher Kunst zu Baden-Baden im Frühjahr 1941. Im kameradschaftlichen Verbündentum vereinigt sie die Maler, Bildhauer und Graphiker aus dem nun endgültig gesicherten oberrheinischen Raum, die bereits 1935 und 1939 in der Bäderstadt den Mut fanden, gemeinsam auszustellen.

Die unter sehr erschwerten Umständen organisierte repräsentative Kunstausstellung befindet sich somit die unergründliche Lebenskraft unseres Volkes, da sie schon in der Zeit geschichtlicher Entscheidung die Künstler zur Gemeinschaftsarbeit aufrafft, nachdem die ins Reich heimgeführten Maler und Plastiker von Dr. Schoebels in Berlin empfangen wurden. Die von über 100 Kunstschaffenden beiträgen Oberrhein-Ausstellung ist mit ihren 300 Bildwerken oder von besonderer Bedeutung, weil 62 ihrer Arbeiten von 28 Künstlerinnen stammen, denn durch ihre rege Teilnahme tritt ein idealer Weltfrieden ein, der nur Liebe und Förderung für das Gemeinschaftsleben der Menschen am Strom und für ihre Bildkunst von erheblichem Nutzen ist.

Dane Zweifel erhielt diese Frühjahrschau, insofern der zahlreichen Beteiligung der Elsaßer, durch die ihnen eigene Motivwahl und Malweise, ein weniger in sich geschlossenes, dafür aber um so vielseitigeres Gesicht. Daß bei ihrer heimattreuen Land- und Leutgebildern der französische Impressionismus und seine lockere Technik noch nicht ganz überwunden wurden, ist eine Tatsache, die wegen der jahrelangen Abwesenheit des von Frankreich vertriebenen französischen Malerstandes nur bezeichnend erscheint. Der künstlerische Anspruch der Elsaßer Malerei wird sich folgerichtig bei den für München in Frage kommenden Malern nach der formverfehlenden Seite hin vollziehen, ohne daß deren künstlerische Eigenart damit beeinträchtigt wird.

Zum ehrenden Gedächtnis trat diese erste Gesamtschau zwei Bilderfolgen vor, die als Elsaß ehemals vertretene Maler. Es ist zunächst der aus Gimmeldingen gebürtige und in Regensburg heimatisierte Heinrich Geel (1840-1931), der mit intimen romantischen Landschaften aus der Sammlung Becke hervortritt, und der aus Friesenbach stammende Lothar von Seebach (1853 bis 1930), der als Sohn eines badischen Offiziers in Straßburg Fuß fasste und mit einer Reihe von Naturstudien, einem natürlich aufgeführten Menschenbild, ferner seien hier noch das „Nied im Volkston“, ein Dandymotiv, ferner die „Kreuzschreiber“, eine Schauspielerfigur von Paul Kusch herausgehoben.

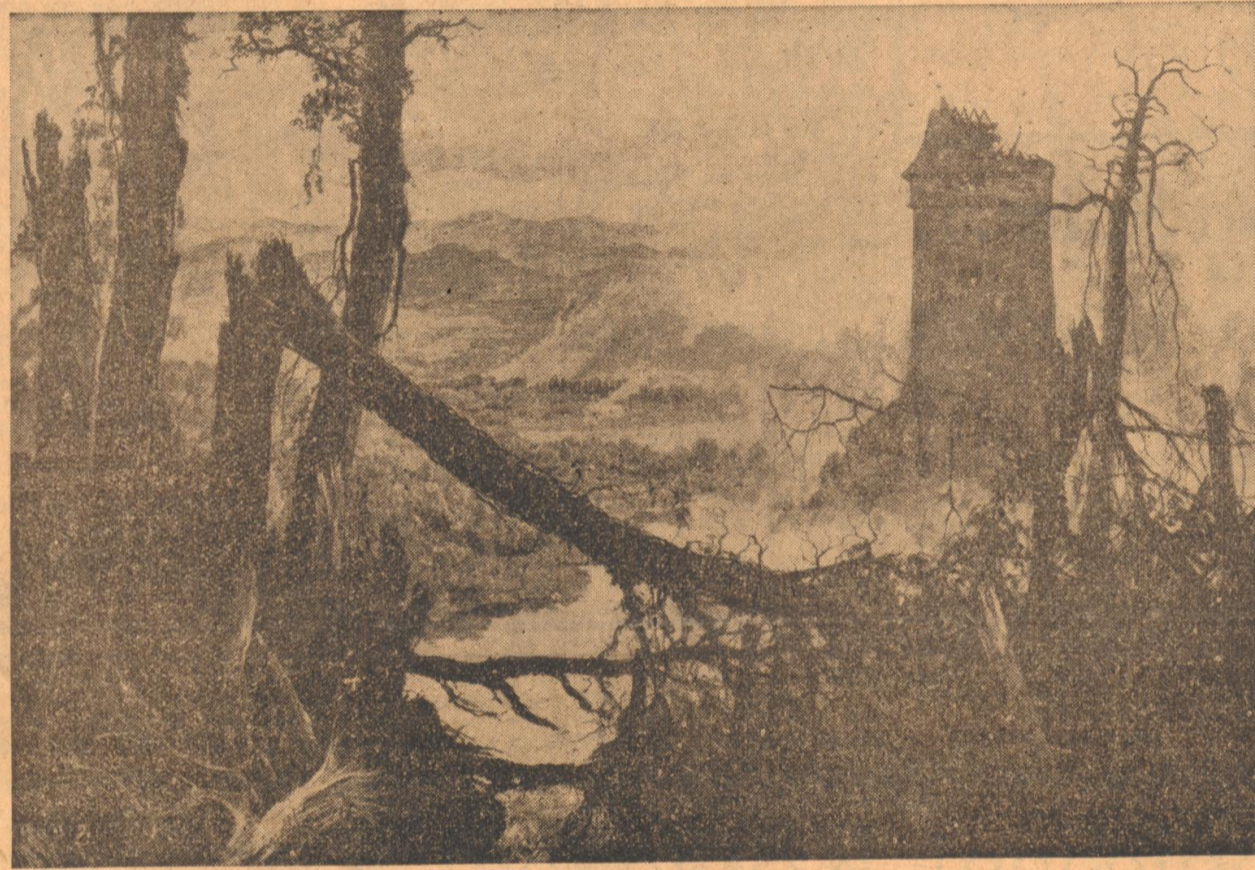
Die Altmalerei tritt seit der Großen Deutschen Kunstausstellung München wieder öfter auf den Plan, hier weiß W. Herrmann, Karlsruhe, in seinem dekorativ gehaltenen „Mädchen am Spiegel“ die badermännische Art verständig zu überleben. Die großartig sinnlich erfasste Jungmädchenfigur von W. Hempfing, eine malerische Arbeit des Straßburger Lucian Hueber und die kleinformatigen weiblichen Akte von Franz Danfkin und Hermann Fischer sind die bemerkenswerten Körperdarstellungen.

Die Landschaft der Heimat bildet auch diesmal den Hauptanteil der Baden-Badener Kunstschau; sind doch der Schwarzwald und die Vogesen ein an Naturlichkeiten für die Maler dankbares Gebiet. Am Bodensee sitzen Hans Dieter in Meersburg, Heinrich Lotter auf der Reichenau, Karl Einhart in Konstanz und K. Möris in Ditzeldingen und malen ihre luftvollen und besonnenen Fernsichten. Auf dem Hochschwarzwald finden wir seit Jahren August Gebhard in der Sommerzeit, desgleichen suchen dort Aug. Rutterer, Franz Ouber, R. Kreuter und W. Wickerheimer ihre dankbaren Motive. Auch die in Karlsruhe amüßigen Landschaftler Hermann Wolf und Jörg Wolf bieten wie die Genannten entweder liebend bis ins einzelne durchgeführte Mittelgebirgs-

„Frontsoldaten“, in ihrer bekanntlich streng realistischen Darstellung, wiederum beachtenswerte Leistungen.

Die Kriegslandschaft erreicht in zwei Oberrheinbildern Hans Adolf Bühlers, „Westwall vor dem Sturm“, mit dem zerfallenen Mauerwerk Sponeck, dokumentarische Bedeutung; auch die befestigte „Kameradenschaft“ von Gustav Stokkopf, Straßburg, und die Fronteindrücke Walter Eimers, Mannheim, vermitteln malerische Ansichten des Kampfgebietes. Den um Straßburg einfliegenden „Brüdenaufbau“ hat Gustav Lehmann in einem figurlich bewegten Aquarell festgelegt; eine Reihe von Frontaquarellen aus Frankreich stellen D. Kahl, Hermann Fischer und Otto Baer im Vorrang aus.

Menschen am Oberrhein zeigen, in Bauernfitteln und Tracht, die Maler Ludw. Kamm und Lucian Hueber, Straßburg; Schütteraler Volkstypen haben Hans Dreßler, Vöhr, und einen demnächstigen Nebmann vom Bodensee, Lothar Rohrer, Konstanz, gemalt. Unter den zahlreichen Bauerndarstellungen fallen in den folgenden Rängen der behütet durchgeführte, glückliche Dorfbrunnenmeister von Gustav Stokkopf, Straßburg, und Walter Böchs, „Einender Kaiserfischer“, besonders auf. Die eigentliche Bildnis malerei findet ihren Höhepunkt in der malerisch feintönigen Darstellung des oberrheinischen Heimatkänders und Dichters Hermann Eris Bufe, in einem hochwertigen Porträt Oskar Hagemanns, Karlsruhe; um ihn scharen sich jüngere Kräfte wie Helga Berni (Widmann), C. F. Leonhard und die Gebelshäuserin Lilo Brill und Hermann Fischer, Karlsruhe, in ihrer bekanntlich streng realistischen Darstellung, wiederum beachtenswerte Leistungen.

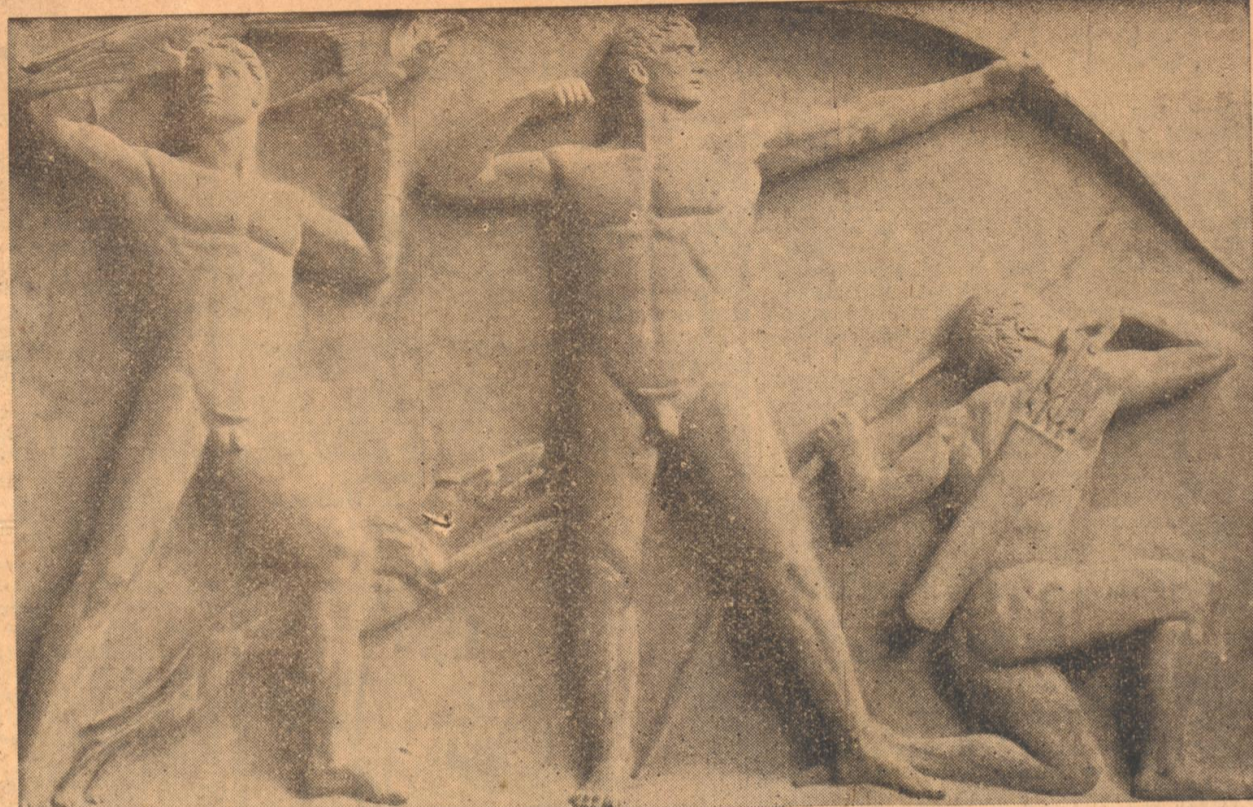


Am Westwall vor dem Sturm  
Rechts im Bild sehen wir den beschädigten Turm von Sponeck  
Prof. Hans Adolf Bühler, Karlsruhe

ruhe, mit ansprechenden Malereien. Formenstrenge sachlich ist Otto Kust, Offenburg, und W. H. Raack, Karlsruhe, und ein wirkungsvolles Rheinbafenschild wurde von J. Schold thronia abgelehnt. Reizvolle Mägenmotive aus dem Schwarzwald und Demwald haben sich Georg Sieber, Hans Grimm und Max Ebelin am Bodensee gemalt, einen heißen „Sommerabend“ wachte der ehemalige Siebererhelfer Hans Wäger durch einen Fensterblick mit Blumenstrauß zu kennzeichnen. Die Waldeskühle wird in den steinernen Alben- und Rittnerwaldwäldchen von Franz Kover Büßler spürbar; reife Kornfelder laden dagegen H. Amstühler auf die Höhen zwischen Alß und Wina. So erhaben die verschiedensten Landschaftsbildungen von Oberrheingau eindrucksvoll sind, nur Hans Schöpflin führt den Betrachter in ein entlegenes Hochgebirgsland, und Hans Frid, Mannheim, über ein „Rebhelmeer“.

Das linksrheinische Land wird hauptsächlich von den Straßburger Malern gewirbt da kommen zunächst locker gemalte Architekturbilder der wunderschönen Stadt von Lucian Döfner, Jacob Gachot, Lucian Dürrer und A. Cammiller in Frage, die alle ihre eigene malerische Note heften. Von besonderer Güte ist der Elsaßer Bauernhof des Paul Weiß, Bischweiler, auch das „Kutenbachthal“ des G. Müller-Valentin, Straßburg, die „Provincialische Landschaft“ von E. Birck; dann sind das „Bachwärdlerhaus“ des Ernst Reich, sowie die „Grillandschaft“ von Ren. Alenbach schöne feintönige Leistungen.

Das Stilleben ist als ein Paradeplatz farbigen Empfindens in dieser mannigfaltigen Schau mit leuchtenden Blumengebunden vielfach vertreten; da sind an erster Stelle der „Herbsthauch“ des Arthur Grimm, Müden, und die „Reißblumen“ von Wilhelm Raack, Karlsruhe, zu nennen. Mit dem einzigen „Nichtstillsitzen“ tritt der Konstanzer Karl Einhart hervor und eine Blumenecke im Bauerngarten“ ist Lotte Gebhard naturgetreu wieder. „Blumen mit Steinobst“ und „Rosen-Bladiolen“ vermag Otto Graeber im Trüberrischen Sinne breitflächig auf die Leinwand zu setzen; ein „Apfelstillsitzen“ ähnlicher Malweise zeigt Hans Mathis, Grabwiller. Eine Reihe die Wändezierender Blumensträuße bieten die jüngeren Kräfte wie B. Eppe, A. Rißm und Gertrud Kaufmann, aber auch W. Genselmann und R. Breitwieser an. Nur wenige Tierbilder wurden einmaltet, davon seien Carl



Falkenjagd  
Dieses große Relief ist bestimmt für den Staatsbau des Flughafens Berlin-Tempelhof  
Prof. Otto Schließler, Karlsruhe

fernsichten oder großartig, nur auf die Farbe hin, rein malerisch wiedergegebene Naturschnitte. Ausgesprochene Hochreliefs verschiedener Auffassung stammen von K. F. Greiber, Karlsruhe, Robert Geisel, Heidelberg, und Adolf Lambricht, Wehr. Den Vorkämpfer im Rhein-

Baums „Ruhende Gebirgsperde“, ein völlig durchgearbeitetes Werk, dann die „Riegen“ und „Räbe“ des Adolf Gluns, Freiburg, und Willi Gupperts „Schweinefall“ erwähnt.

Die Großplastik läßt uns ahnen, daß die südwestdeutsche Bildhauerkunst mit der neuen Baukunst gleichen Schritt hält; denn die der Bauplastik angehörigen Werke zeigen die Wucht und den Willen unerer Zeit in stark vereinfachten Formen und groß geliebten Umrisen. So ist Otto Schließlers „Falkenjagd“ ein monumentales Relief für den Staatsbau des Flughafens Tempelhof (Berlin); es verleiht in erhabenen Stil gleichmäßige Kraft und straffe Geradheit. Emil Sator, Karlsruhe, zeigt mit zwei zeitlich angelegten Figuren das Thema „Mutter und Kind“, in fester und stehender Haltung; in würdigen Formen spricht aus diesen Schöpfungen das reine Lebensgefühl der deutschen Frau. Der neuerhandenen Sportplastik verleiht Eugen Gutmann, Straßburg, in seinem die Schöne schwingenden „Diskuswerfer“ spannungsvollen Ausdruck. Ein „Stehendes Mädchen“ ist die formreiche Plastik Carl Galers und kleineren Standfiguren in ebler Haltung schuf Fritz Hofmann, Karlsruhe.

Die Reihe der Kopfbildnisse eröffnet Hermann Bina mit einer Kolossalbüste des Führers, und den Zug zur Größe besitzt das Steinbild des verstorbenen Unterrichtsministers Dr. Wader von Otto Schließler. Von den vielen Porträts können wir nur das Knabenbildnis Hellmuth Hoops, Karlsruhe, die adäquaten Arbeiten von K. Sedinger, R. Labn, A. Menerhauer und Willi Seidel erwähnen. Reizvolle Kleinplastiken modellierten R. Lager und Dora Schiewelstein, alte Tierplastik kommt von Elise Bach und Willi Hummel-König, die mit ihren Majolikastücken bekannt wurden. Auch unser 94jähriger Altmeister Hermann Holz sei mit älteren Kleinbronzen nicht vergessen.

Als vielversprechender Goldschneider stellt Ernst Feuerstein, Karlsruhe, die im Auftrag des Badischen Unterrichtsministeriums geschaffene Folge hervorragender „Männer am Oberrhein“ erstmals vollständig aus. Bis dato sind es zumeist durch ihren Wirksamkeitscharakterisierte, vorzüglichste Bildentwürfe, die in der besten Schlichtheit gedruckter Kunst gleichsam eine kulturpolitische und bildnerische Sendung am Oberrhein erfüllen. Von den Modierern sind mit Abungen auf großen Kupferplatten nur die Schnitzmeister Hermann Kupfer Schmid und dessen ehemaliger Schüler Franz Sauerbier zu erwähnen.

So erzieht die Badener Kunstausstellung 1941 mit der künstlerischen Erfassung der Menschen, Tiere, Länder und Pflanzen am Strom ein vielfarbiges, vielfarbiges Mosaik, das antrüglich Weien und Wirken der deutschen Grenzmark wiederbelebt. Es ist aber ummöglich, auf so beschränktem Raum, alle die wertvollen Bilder und Plastiken dieser anregenden und erbebenden Kunstschau auch nur annähernd kennzeichnen zu wollen. Hierüber läßt das mit lauchendigen Remonien und 48 Tischnorden verbundene Werkverzeichnis, das die Ausstellung für Volksauffklärung und Propaganda des Chefs der Zivilverwaltung im Elsaß Kulturreferent Heiner Stäble, herausgab, erschöpfenden Aufschluß.



Elsässischer Bauernhof  
Aufn.: Riegger, Karlsruhe (4) J. Manias & Cie., Straßburg (1)  
Paul Weiß, Bischweiler/Elsaß



Bauern im Gespräch  
Ludwig Philipp Kamm, Straßburg

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Höpfer, Karlsruhe